

Zum Wochenende

Nr. 30

Sonntagsbeilage des Stolzenauer Wochenblattes

1932

Tiere vor der Kamera Sind Löwen gefährlich?

Von Hans Schomburgk

Nach den langen Jahren, die ich zwischen den afrikanischen Wilden gelebt habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß jedes Tier einen genau so individuellen Charakter hat wie der Mensch. Diese Überzeugung wurde auf meiner letzten Expedition, die in der Hauptphase der Aufnahme afrikanischer Tiere galt, bestätigt. Mein treuer Kamerad und Kameramann Paul Lieberenz und ich hatten uns zur Aufgabe gesetzt, die Seele Afrikas zu fotografieren. Wir wollten Bilder von Tieren in ihrer Heimat zeigen, in absolut natürlichem Zustand ruhig stehend, spielend. Ich bin durch die Erfahrung zu der Überzeugung gekommen, daß es besser ist, selbst bei gefährlichen Aufnahmen kein Gewehr zu führen, da es einen zu leicht in die Verführung bringt, vorzeitig zu schießen. Und wehe, wenn man in solchem Fall nicht gleich läßt, denn dann beschwört man eine Gefahr herauf, die vorher nicht existierte. Ich glaube grundsätzlich, daß ein nichtangestochenes Tier in den seltensten Fällen zum Angriff übergehen wird. Wir haben deshalb grundsätzlich bei unseren Kamerafahrten nie eine Waffe mitgenommen.

Ich habe es erlebt, daß Elefantentübe mit Jungen, die uns bemerkten, aber nicht erkennen konnten, wohl Miene zum Angriff machten, auch auf uns zustürmten, aber zu ihren Jungen zurückkehrten, sobald sie uns, die wir uns schleunigst im Busch verflochten, nicht mehr sahen. Die Tiere sind immer zufrieden, wenn sie glauben, den Gegner in die Flucht geschlagen zu haben. Selbstverständlich ist dies nur eine allgemeine Regel. Denn wie ich eingangs sagte, hatte ich jedes Tier im Charakter für verschieden.

Es ist in der letzten Zeit oft die Behauptung aufgestellt worden, daß zum Beispiel Büsenaufnahmen keine Gefahr bieten. Aber hier gilt für mich das alte Jägerwort: „Sie wissen es, ich weiß es; aber ich weiß nicht, ob der Büse es weiß!“ Gerade bei Büsenaufnahmen ist immer äußerste Vorsicht geboten. Büsen sind je nach der Jahreszeit und nach der Tageszeit ganz verschieden im Charakter. Ein vollgegriffener Büse, der am frühen Morgen gefolgt zu rückkommt, ist fast niemals angriffsunfähig. Ein hungriger Büse, den man vielleicht gerade am Abend durch die Aufnahme seine Bewe bekräftigt hat, ist mit Vorsicht zu genießen. In der Paarungszeit, die kurz vor Beginn der Regenzeit fällt, sind alle Büsen gereizt und halten es, beifällig zu werden. Muttertiere sind selbstverständlich immer gefährlich, sobald sie ihre Jungen bei sich haben. Die Aufnahme, die wir nachts mit Magnesiumladeln von einer Büsin mit zwei halbwachsenden Jungen machten, wird uns Beteiligten immer in Erinnerung bleiben. Wir waren froh, als wir unser Lager wieder erreicht hatten, und trotzdem wir alle nicht gerade ganz Mäusen haben, hatten wir einen doppelten Kognat sehr nötig. Aber auch bei Büsen gibt es Unterschiede. So photographierten wir eines Morgens zwei Büsen mit vier

Jungen. Die Tiere hatten getrunken und kamen vom Fluß zurück, um sich in ihr Versteck im dichten Busch einzuschließen. Diese Büsinen hielten Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit. Stunden haben wir mit ihnen gezögert, ohne daß eine von ihnen Anstalten zum Angriff gemacht hätte. Eine andere einsame Büsin, die wir am späten Nachmittag erschloßen, als sie eine Herde Gnus belächelte, war von Anfang an schlechter Laune, und wir waren froh, als wir die Aufnahme hinter uns hatten und die Büsin, ohne angreifen, im Busch verschwand.

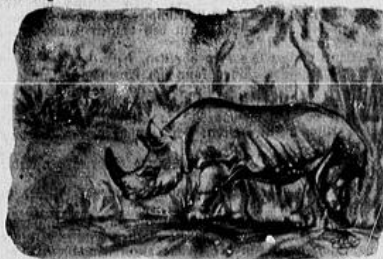
Wenn natürlich bei Antilopen, Giraffen, Zebras usw. keine Gefahren drohen, so sind doch diese Tiere im Charakter so verschieden, daß man zuerst nie weiß, wie man mit ihnen umgehen muß, um gute Bilder zu bekommen. Diese am Wasserloch zu photographieren, ist natürlich nicht schwierig. Hier sitzt man in einem in die Landschaft eingebauten Versteck, und wenn der Wind richtig steht, kann man in aller Ruhe die schönsten Aufnahmen machen. Am



schwersten sind wohl die Aufnahmen der kleineren Antilopenarten, die man auch bis heute noch nicht im Film gefangen hat. Welche unendliche Mühe und Geduld es erfordert, den feinen roten Steinbock und das Quiler aufzunehmen, läßt sich nicht schildern.

Hiergegen sind Aufnahmen von Elefanten und Büsenhörnern eine Spielerei, wenn man von der damit verbundenen Gefahr absteht. Es ist überhaupt ein leichtes, an

Wasserkühen aufzunehmen. Sobald der Wind günstig, so kann man sich diesen Tieren der Tierwelt auf wenige Meter nähern. Da das schwarze, das gewöhnliche Nashorn, schon in der nächsten Nähe gefolgt ist, haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, das weiße Nashorn, das in seiner ganzen Beherrschungsmacht vollständig von seinen schwarzen Vettern verschieden ist, im Film festzuhalten. Während das schwarze Nashorn sich nur von Büschen und Zweigen nährt, ist das weiße Nashorn ein Grasfresser. Der Engländer Henry Morton schildert im „Strand Magazine“ das weiße Nashorn und bezeichnet es als das gefährlichste Tier der Welt. Wie fanden wir das, daß das weiße Nashorn von Roten gemieden und nicht gefolgt wird, während das schwarze bösartig und verhängnisvoll ist. „Der Zweifel des Büchers“ wie es die Engländer nennen.



Selbstverständlich geht auch das weiße Nashorn an, aber es ist ein leichtes, diesem Angriff zu entgehen, da es immer in gerader Linie antritt und, wenn es auf dieser Linie seinen Gegner nicht trifft, weiterbraust, um dann, wenn es sich überzeugt hat, daß keine Gefahr droht, in Ruhe seinen Weg fortzusetzen. Das schwarze Nashorn wie auch der Rottentier, folgen ihrem Gegner und jagen ihn, richtig wie ein Rottentier eine Ratte jagt. Aber auch bei den weißen Nashörnern gibt es verschiedene Charaktere. Wir haben im ganzen ungefähr ein Dutzend dieser seltenen Tiere aufgenommen, und ein jedes stellte uns vor ein neues Problem. So stand zum Beispiel ein alter Büse vollständig bewegungslos und ließ uns auf ungefähr 15 Meter herankommen. Als die Kamera lurchte, fing er an, mit dem Kopf zu nicken — beim schwarzen Nashorn das sichere Zeichen zum bevorstehenden Angriff. Er trat unruhig hin und her, berührte sich aber bald und schaute nur interessiert zu uns herüber. Dann nahm Lieberenz seine schwere Kamera auf, schob ich vorsichtig näher, machte weiter Aufnahmen auf 10 Meter, auf 8 Meter. Als er dann wieder weitergehen wollte, folgte ich ihm am Rande und fragte ihn leise: „Nähst, wo willst du denn hin?“ worauf er mir antwortete: „Nähst, ich will den Kopf allein haben.“ Darauf gab ich ihm den guten Ratsschlag: „Reich in das Vieh hinein und mach eine Aufnahme von innen nach außen, ich gebe so lange noch heute!“

Dämon Löwe

George Grey, der Bruder des bekannten Sir Edward Grey, lebte sich mit einem schwerbeschaffenen Affen und einem eingeborenen Treiber auf der Büsenjagd. Er war gewarnt worden, mit dem Pferd näher als etwa 200 Meter an einen stehenden Büsen heranzukommen. In seinem Jagdeifer vergaß er die Vorsichtsaussage und kam einem Deckung suchenden Tier bis auf 80 Meter nahe. Kaum merkte dieses, daß sein Verfolger allein war (Löwen sind sehr gewiegte Latzler), als es blühartig wendete und mit Gebrüll zum Angriff vorging. Grey erlachte die Lage, sprang vom Pferde und schoß zum ersten Male bei 25 Metern und zum zweiten Male bei vier Metern, erlachte jedoch keinerlei Wirkung. Im nächsten Augenblick war die gesamte Seite über ihn und zerfetzte ihn grauam. Grey starb zwei Tage später unter furchtbaren Qualen, nachdem das angeschossene Raubtier auch andere in Gefahr gebracht hatte und nur schwer zur Strecke gebracht werden konnte.

Angeschossen ist der Löwe das wildeste Raubtier der Steppe. Vor drei Jahren verfolgten drei weiße Jäger einen Deckung suchenden angeschossenen Büsen mit schußbereiten Gewehren. Da — ein wilder, augen — wie ein Torpedo schoß der gelbe Körper heran, und es gelang nur, eine Kugel anzubringen. Ein Unglücksfall wurde aber doch erreicht und keuchend mit Krallen und Zähnen an Arm und Schulter bearbeitet. Beherzt sprang der nächste Freund hinzu, hielt das Gewehr auf den Leib des Büsen und schoß die Kugel zum Glück mitten durch das Herz. Der Löwe war sofort tot und der Bedrängte — wenn auch zerfleischt — im letzten Augenblick gerettet.

Es stehen sich eine Menge solcher und ähnlicher Vorkommnisse aus den letzten Jahren erzählen, die alle mehr oder minder die große Unberechenbarkeit des Königs der Steppe, seinen Mut, aber auch seine List und Grausamkeit offenbaren. Besonders nachts ist er außerordentlich gefährlich, da ihm dann seine großen Augen vorzüglich Dienste leisten. Der typische Menschenfresser, der erkannt hat, wie schwach der fluge Mensch ist, terrorisiert oft lange ganze Dörfer.



um!

rr!

zu meint mit ihnen!

Babli Ihnen immer gegen ihren Willen katern die aralich anen, rasch und erkenden

aiser: Caramellen

Beutel 35 Pfg. 500 75 Pfg.

en bel:

r-Apotheke; Rote

rogeria? Thiemann

Leesa i S. Lb.

W. Schüller;

Fr. Oppermann;

Valdschmidt; Nen-

V. Knoch, August-

Fritz Schaefer;

burg; Apotheke;

rg; Wilh. Frisch;

rogerie Hans Elm;

Drögerie H. Elm;

1. Drögerie Hans

1. Oldenburg;

Plakate slentbar.

Wurm-

Kur „Krusol“

Wabeln neu und

Wabeln des Julewurm.

Kauf für Stolzmann

Umgegend:

oyer, Thiemannstr.

1. Apotheke.

verkauf von +

mi-Werklein

Plesha, Minden,

straße 41 I. Gfg.

o-Apparate

darfsartikel

Entwickeln

Platten und Films

Vergrößerungen

Drögerie

ul Thiemann,

1. P. Drömer.

zeigen

für alle auswärtigen

Zeitungsbefest

ohne Aufschlag

anwer Wochenblatt.

ch vorwärts

im Französischen

sich das Sprach-

und Unterhalt-

blatt

Traducteur

Man überzeuge

elbst und verlange

gratis-Probehelt

den Verlag des

ucteur, in La

de-Fonds (Schweiz)



GEORG BUCHER

Ruf aus der Sahara

Fluch der Fremden-Legion!

COPYRIGHT 1932
BY EDEN-VERLAG BERLIN

(12. Fortsetzung).

„Auf was, Pappchen?“ rante da eine schelmische Stimme. Magda war leise in das Rauchzimmer getreten und hatte so heimlich alles gehört von des Großvaters letzten Worten. Nichts als halb verlegene betrocknete Thomas Waldbens das harmlose naive Gesicht seiner Enkelin.

„Morgen früh geht es nach Hause“, raste er verzweifelt allen Mut zusammen. „Herr Gersten hat mir lobend erklärt, daß er auf keinen Fall länger verweilen könne, da ihn seine Geschäfte rufen, und da dachte ich, daß wir uns ihm gleich anschließen. So ist es, nicht wahr, Herr Gersten?“

Hans Gersten sah sehr gut, wie schamlos egoistisch der tyrannisierte Großvater ihn ins Vordereisen schob und mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Allen Mut zusammentraufend, wandte er sein verlegenes, hilfloses Gesicht der kleinen Blondine zu und brachte stotternd seine Gründe vor, die ihn zum Abreisen zwängen.

Magda Waldben schien aber diese Gründe nur sehr mühsam zu imponieren, denn sie rümpfte das kleine Räschen, warf den blonden Vordereisen in den Boden und schaute Hans Gersten frostig an.

„Dann müssen Sie eben abreisen, Herr Gersten“, sagte sie ganz schnippisch. „Papa kann sich Ihnen gleich anschließen, wenn er es auch so eilig hat. Ich für meine Person bleibe noch drei Tage hier.“ Da habe es Mrs. Carden soeben versprochen, und was Magda Waldben verspricht, das hält sie. Also, meine Herrchen! Ich wünsche eine angenehme Nachtruhe!“

Herr war Magda, und die letzten Silberlachen wehte verflügend zu den beiden zurück.

Der Großvater versuchte nun, sich aus der Affäre zu ziehen: „Das ist ein netter Salat, den Sie mir da mit Ihrem Abreisevorhaben eingebracht haben. Versetzt! Natürlich denke ich nicht daran, in der Frühe abzureisen. Aber! Nicht, daß ich es bei Magda nicht erzwängen könnte, denn ich bin ja doch immer noch der Vater und maßgebende Person. Aber Sie haben es ja selbst gehört: Magda gab Mrs. Carden ihr Wort, daß wir noch drei Tage bleiben. Also bleiben wir. Wörtbruch gibt's bei den Waldbens nicht. Und dann kann man doch auch nicht Mrs. Cardens Güte mit Unbunt lohnen.“ Ich, der Großvater, habe also. Seiner Ansicht nach hatte er nun seine Würde und väterliche Autorität vor Hans Gersten voll gewahrt!

X.

Ileber das vom Föhn arg zugerichtete, fleblische Alpenstal strahlte ein heller Mond herab. Noch führte der kleine Bergbach reißende, schäumende Wassermaßen talwärts, aber allmählich verebte die schäumende Kraft mehr und mehr.

Das Rauschen des Wassers drang bis zum offenen Balkenfenster Maud Walfers hinauf, die matt und blaß in den Kissen lag. Sie horchte auf das durch die Nacht klingende Wassergeräuschen und erschaute, fühlte sie doch, was in dem monotonen Naturrausch lag: da strömte Kraft von den Bergen herab und rauschte in die Nacht hinein, dem Ziele entgegen, das in der Ferne lag. Ebenso verhielt es sich mit ihrer eigenen Lebenskraft: die rauschte dahin und verebte immer mehr, je näher sie dem Ziele kam — dem Grabe!

Maud richtete sich matt in den Kissen hoch, und die kleine Stehlampe auf dem Nachttischchen flammte auf. Unter dem Kopfkissen brachten ihr mageren Finger Freds kleines Tagebuch hervor. Dann vertiefte sich Mauds matte Blauaugen in den Inhalt. Vor ihr erstand die Fremdenlegion mit ihrem Sumpf und ihrer Bspiellosigkeit.

Auf Expedition nach Sidi Mtschl! Ich bin nun schon 16 Monate in der Uniform des Hohns, Maud, und dies ist meine zweite Expedition, die nach Meinung der Kameraden ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen ist. Sie behaupten, die paar, die heil zurückkämen, wären an den Fingern abzuzählen. Vor allen die deutschen Legionäre behaupten es. Ich glaube aber, daß aus vielen Deutschen nur der Saß spricht, denn es muß ja gerade für sie äußerst demütigend sein, unter der Flagge ihres Erlebens zu kämpfen.

Meine Freundschaft mit Richard Bender ist noch fester und inniger geworden. Ein prachtvoller Mensch, der mich immer wieder aufzumuntern versucht. Es ist aber zweifellos; er weiß ja nicht, wie es um mich steht — weiß auch nichts von meinem inneren Elend und meiner Qual. Heute sind es drei Tage, daß wir unterwegs sind. Wir führen 300 Blaue (Rekruten) mit uns. Werthlos, ist mir ein Käfel, denn was sollen wir mit solchen unerfahrenen Neulingen in Feindesland, zumal gegen die blutdürstigen D-uferräuber!

Wir sind über den letzten Posten, den letzten mauerumgürteten und türmenanterten, wasserstarrten Stützpunkt Frankreichs hinaus, und vor uns dehnt sich das einlame Gebiet des Feindes, wo uns nach Auslagen älterer Legionäre Durstqualen, Kugeln und Geißer erwarten. Doch merke! Ich habe das nicht alles Liebererzählung ist; denn meine erste Expedition in Marokko zeigte nichts Derartiges und ist dank guter Führung beinahe blutlos verlaufen.

Darum soll es nun auf der Sidi Mtschl-Expedition anders werden? Ich hoffe bestimmt, daß ihr Verlauf mir beweisen wird, daß alle Reden der meistens aus Deutschland stammenden alten Legionäre nur Auswüchse ihres egoistischen Hasses sind, und daß auch Frankreich gewisse Grenzen kennt, wenn es um Menschenleben, um viele Hunderte von Leben geht wie jetzt.

Heute sind es schon fünf Tage, daß wir in dieser infernalischen Sandwüste einherwageln. Noch immer keine Anzeichen vom Feinde. Dafür jedoch andere Anzeichen, die mir Sorge bereiten. Letzte Nacht erging vom Major der strengen Befehl des Silences (Strenge Stille im Lager). Alles stieg sich, und wir lagen, in unsere Mäntel gehüllt, stumm und still da. Es dauerte jedoch nicht lange, und in den Zeiten der Offiziere begann ein wildes Lärmen, Gelächter, unflätliche Joten. Pfropfen knallten. Gläser klangen gegeneinander: ein regelrechtes Bacchanal. Dabei lagen 900 frierende Legionäre, über denen der Silence-Pflicht schwebte, um die Offizierszette im Sande herum. Welcher Hohn das war! Also nimmt schon das elche, was ich lediglich für Freuden der alten deutschen Legionäre hielt: Major Granger ist ein gemeiner Wüstling und Trinker und eine Remme ohne jegliche Willenskraft. Was soll nur werden, Maud: wenn unser erster Führer so erbärmlich verlagert?

Das Tado hat eingeleitet. Tado, das ist das teuflische Gewehrfeuer der Druken. Man bekommt sie nicht zu Gesicht; nur immer ihre mörderischen Salven, die ganz überraschend aus dem weissen, abendlichen Himmel kommen. Tado — Tado — Tado: es ist eine schaurige Sinfonie des Todes. Tado — der helle, dünne Klang des Abkühlens: ... ooh, der dumpfe, fluchende Kugelknall in die matten Körper der Kameraden. Runde Blutlachen, die gräßliche Wunden reißen und kalt immer den Tod bringen. Bis jetzt hatten wir elf Tote. Ihnen bleibt das Weitererwartet. Wird auch mir ein Tado erklingen? Ich zittere nicht davor, und du weißt, warum!

Das Tado hat sich verliert, Maud. Wo sie nur sein mögen, die braunen Teufel. Man bekommt sie nicht zu Gesicht; nur immer ihr infernalisches Tado, hinter dieser Düne hervor — hinter jener. Wenn wir dann brüllend hinarren, finden wir immer nur grüne Leere, finden wohl Fußspuren im Sande und einige abgeheilte Patronenhüllen, denen wir einen toten Kameraden zu verdanken haben. Heute hatten wir wieder neun Tote und drei Schwerverwundete. Das heißt: zusammen also zwölf Tote; denn auch die drei Verwundeten wurden auf Befehl Major Grangers zurückgelassen. Wie konnte Granger nur solch einen Befehl geben: Die Verwundeten bleiben zurück; die Nachhut wird sich ihrer annehmen!



Der Befehl war in meinen Augen offener Mord, denn bis die Nachhut mit der Bage bei den drei Unglücklichen anlangt, vergeht eine ganze Stunde. Eine Stunde ... wobei lauernde, erbarmungslose Feinde in der Nähe weilen. Die Nachhut wird nur noch drei kopflose Leichen vorfinden. Arme Kameraden!

Der Sand Syriens wird zum Moloch, Maud. Ich begreife immer weniger, weshalb man uns, das dritte Bataillon, von der Gruppe mobilis abgetrennt hat, während sie mit ihren 30 000 Mann weit östlich von uns gegen Damaskus hin operiert. Um die feindlichen Kräfte zu einer Zersplitterung zu zwingen, hieß es vor Beginn der Expedition. Also deshalb führt man uns 900 völlig isoliert, tief weitlich in die Wüsteneien hinein: um eine Zersplitterung zu erzwingen. Ich habe mich mit Richard stundenlang darüber unterhalten, und seine grimmigen Worte des Hohns raubten mir eine allerletzte Hoffnung; denn Richard ist keiner von denjenigen, die sich den Blick ihrer Urteilskraft durch Haß und Vorurteile trüben lassen.

Granger hat volle Vollmachten, die Kolonne nach Belieben und Gukindern einzulegen, Fred. Wir haben mit ihm den richtigen Mann bekommen, und wenn ich nicht irre, wird das Gelegenheit haben, zu leben, wie unbemerkt die Besatzung Grangers Legionärsabteil verprügeln läßt. 12 D-uden heißt Granger schon und hofft bestimmt, sich auf dieser Expedition den 13. zu holen, wenn möglich das Kreuz der Ehrenlegion. Ob das nun 100 oder 500 Legionäre kostet, ist Granger vollkommen egal. Wie ist Legion!

So sprach Richard zu mir, Maud. Soll es denn möglich sein: kann Frankreich sich ungestraft erlauben, unser Blut und Leben einer Besatzung anzuvertrauen, die es willkürlich und wohnwichtig um des eigenen Vorteils willen im Sande Syriens verprügelt? Lebi denn da ein Anführer — leben denn da keine Richter auf Erden? Sind wir denn ganz vergessen, verstoßen, verdammt und verfallen von unseren Ländern — unserer Heimat? Ich möchte rufen — möchte laut schreien. Wenn ich jetzt Richard nicht als Freund zur Seite hätte — ich wäre verloren!

Maud ließ erzitternd das kleine Tagebuch sinken. Ihr Fred — oh Grauen — was wollte er rufen ... schreien?

Das konnte ja gar nicht sein, was Fred da schrieb. Frankreich —? Dieses schöne Kulturland mit seinem grandiosen Paris — seiner prachtvollen Akademie der schönen Künste — mit seinem Souverän, seinen Bauten und herrlichen Denkmälern. Und seinen großen, genialen Männern, Führern und Künstlern. Das schöne Frankreich, das Maud so gut kannte. Frankreich mit seiner herrlichen Baccarde, seiner sturmumtosten Bretagne, dem fernsten Baccardelande, der sonnigen Riviera Alles, alles, was Maud in seiner ganzen Schönheit eingeatmet. Dieses schöne Frankreich also sollte solch einen schaurigen Schandfleck in seinem großen Kolonialbesitz haben: die Fremdenlegion, in der Jehntausende von weissen Sklaven, fremdländische Unglückliche, schmachdeten, die es willkürlich seiner Kolonial- und Eroberungspolitik opferte?

Maud verfluchte das kleine Tagebuch sorgfältig. Heute konnte sie nicht mehr weiterlesen — nichts mehr von dieser furchtbaren Expedition lesen. Erst ein andermal, wenn der kleine Sonnenalter Magda Waldben nicht mehr bei ihr in der Villa Nirwana weilt. Bis dahin wollte sie sich an dem sonnigen, gelunden Wesen Magdas laben und erquicken: das Frühlings- und Trübe der Vergangenheit für tollbare Stunden vergessen. Erst wenn Magda wieder fort war, würde sie weiterlesen in Freds Tagebuch: lesen und zittern, tränenlos weinen und schandern. Was würde ihr Fred noch alles zurufen aus dem Sumpfe heraus?

Nacht — Mondenschein — Stille und leuchtende Sterne. Es war um die elfte Nachstunde, als unter Führung Sergeant Hübners und der Korporale Halbhaber und Werner 15 Legionäre aus der Kaserne der Legion in Marrakech marschierten, begleitet von den rauhen Abschiedsworten der Lebewachen.

Das Militärnagar Tequar war das Ziel des kleinen Trupps. 18 Freiwillige, die auf dem Bahnhof ein Zug erwartete. Zwei Tage Bahnfahrt. Dann drei Tage mit den Proviantkolonnen, die die fortwährenden Vöten zu verlorren hatten. Dann nochmals drei Tage per Mautel bis fort Cascara. Und dann — die Heile bautei laute, als Hübner sich ausgerichtet — zwei Tage später konnten sie endlich in Tequar anlangen.

Tapp, tapp, tapp, hallten die Schritte der Legionäre durch die Stille von Marrakechs Straßen. Einmal begegnete ihnen eine Patrouille. Ein scharfes Grinsen, Erkennen, gegenseitiges Grüßen.

„Bonne Chance, Afrikaner!“, rief der Patrouillenführer, ein Hannoveraner, der schon den zweiten Konflikt abiente.

„Mach's gut, Seidelberger!“, gab Hübner grinsend zurück, das Revolvergewehr übermüht in der nervigen Faust hochschwingend.

Weiter ging es im flotten, schneidigen Schritt.

Tapp, tapp, tapp — „Wir haben noch eine gute halbe Stunde Zeit, Afrikaner“, sagte Halbhaber nach einer Weile und blieb wie am gezwungen stehen.

„Verdammt ja!“, mischte sich der Fatastist Werner im Nu ein und tat es Halbhaber nach. „Hier drüben ist gerade der Kolonialtag, wie ich sehe. Rufen wir zum Abschied noch rasch ein Glas Roten. Hopp, los!“ Hübner nickte mit eigenartigem Nicken. Er hatte ja soeben denselben Gedanken gehabt; zudem war ein Abschied von hier undenkbar, ohne ein „Kolonialse“ dem Reyer Mar abzuverlangen zu haben.

Ein leiser Beisehl glitt über die Legionäre hin, die erfreut grinsten und im Einmarch hinter ihren drei Unteroffizieren in den eben zum Schließen bereiten, menschenleeren Kolonialtag hineinbeistritten, wo der Wirt vor Freude zu tanzen begann.

Fünfzehn Glas Roten, Mar, und für Halbhaber und den Fatastist je eine Flasche; wir haben Durst und elend wenig Zeit“, kommandierte Hübner lachend.

Aus dem einen Glas wurden jedoch in der rasch dahinschwindenden Viertelstunde ein halbes Dugend. Dann belitz Hübner zum Aufbrechen, und die Legionäre drängten sich in regloser Stimmung aus dem Lokal, draußen klagend und auf ihre Führer wartend, die noch einen Augenblick in der Kneipe blieben.

Halbhaber leerte gerüst sein Glas und reichte dem Wirt die Hand: „Mach's gut, Mar“, sagte er ganz ruhig und heller zu dem Wirt, der es plötzlich mit dem Schlucken zu tun bekam und mit bebender Hand Hübners 100-Frs.-Note zurückgab. Er nahm kein Geld an für den Wein. „Biel Glück in Tequar, Halbhaber. — Verdammt — viel Glück, Alter!“

„Mach's gut, Mar“, würgte nun auch der Fatastist Werner hervor und quetschte dem Wirt die Hand. „Wenn ich bei dir etwa noch in der Kreide stehe, Mar? Sage es schnell, damit ich —“ Werner brachte endlich einige kleine Scheine hervor.

Hol der Teufel deine paar Kröten, Fatastist“, knurrte der Wirt und machte ein grimmiges Gesicht, um seine Rührung zu verbergen. „Wir waren früher miteinander auf Expedition bei Umri Diebel. Es etwas kommt einem immer in den Sinn, wenn es an das verurteilte Abziednehmen geht“, fuhr er mit lauter Entschuldigung fort und hob seinen alten treuen Freunden und Kunden rasch noch einige Flasche Zigaretten und Tabak zu.

„Also nochmals viel Glück, Copais!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman „Auf aus der Sahara“ ist im Eden-Verlag, Berlin, als Buch erschienen und zum Preise von 3 RM erhältlich.

1. Unter: Im tröstliche Präst auf seiner Kur ganderde in H der künftigen Erfolgen zu te Werbung eine lernt

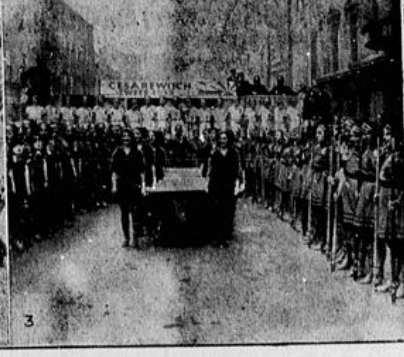
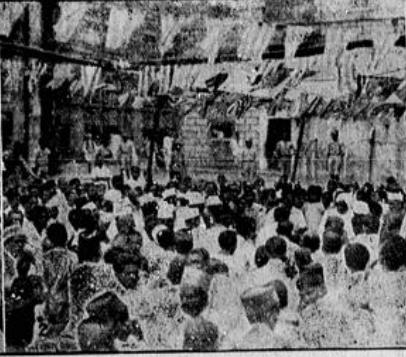
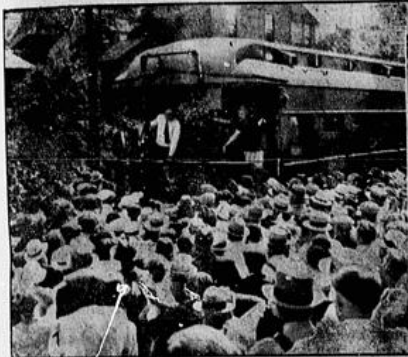
2. Gandhi hat und seinen me fchen Sieg in der Parias, f der große Waf künftige no ber der „pall G a n d h i s u und es bleibt äußerlich so f

3. Die Rette eine große Ro Se repleto-Ge kenhäuer ver hietel werde in

4. Deutschlan amerikanisch herab Mlyob, Deutschland n

5. Die Drache port entwicke len „Hienfist nische Kemi

6



Bilder der Woche

1. Unter dem Zeichen der kommenden Wahlen. Der demokratische Präsidentschaftskandidat Gouverneur Roosevelt auf seiner Rundreise durchs Land während einer Propagandareise in Hemdsärmeln. Auch das hebt die Popularität der künftigen Politiker, die keinen Trübsen, um zu Erfolgen zu kommen. Auf jeden Fall ist die Zeit dieser Werbung eine gute politische Schulung, und das Publikum lernt persönlich den Kandidaten kennen.

2. Gandhi hat wieder einmal durch sein heroisches Fasten und seinen mehrwöchigen Hungerstreik einen harten moralischen Sieg über Großbritannien errungen. Die Massen der Parias, für deren Standesgleichheit er kämpft — es, der große Mahatma und Bramhane —, umlagern die Gefängnisse von Bombay und Baramatya, um den Gefangenen der „passiven Resistenz“ stürmisch zu empfangen. In Gandhis Person verkörpert sich der allindische Gedanke, und es bleibt für einen Europäer kaum fasslich, was dieser außerirdisch so schmächtige Mensch an dämonischen Kräfte besitzt.

3. Die Lotterielust spielt in der Öffentlichkeit Englands eine große Rolle. Jedes Jahr um diese Zeit wird die Irish Sweepstake-Lotterie, deren Reinertrag für die irischen Krankenhäuser verwendet wird, mit großem Pomp eröffnet. Hierbei werden die Kästen mit den Losrollen von Frauen in irischen Kostümen vorausgetragen.

4. Deutschland ist seit einiger Zeit das Reiseziel von amerikanischen Filmliebhabern. Nach Adolphe Menjou wird Harold Lloyd, auf unserem Bilde ohne die bekannte Brille, Deutschland mit seiner „statistischen“ Familie einen Besuch abstatten.

5. Die Drachensfliegerei hat sich zu einem regelrechten Flugsport entwickelt. Erwerbslose lassen ihre funktvoll gearbeiteten „Häufelungszeuge“ steigen, deren Herstellung große technische Kenntnisse verrät, die leider verfallen müssen.



6. In England gibt es eine Gesellschaft zur Adoption von Zwillingen-Ballenkindern. Die Ballen werden an Kindes Statt aufgezogen und erfahren nie etwas von ihrer Herkunft. Unsere Aufnahme zeigt drei Zwillingspaare.

7. Ein indischer Fakir, der auf einer Gastpeltreize auch in Wien Proben seiner hypnotischen Fähigkeiten zum besten gab und u. a. einen Sohn in Schlaf versetzte. Solche Experimente beherzigen neuerdings auch schon Europäer. Vom Standpunkt des Tierrechts aus muß man dagegen sein.



Freiherr vom Stein

wurde am 26. Oktober vor 175 Jahren geboren.

„Des Guten Grundstein — des Bösen Eckstein — aller Deutschen Geleiten.“ So urteilten die Zeitgenossen des Reichsfürstentums vom Stein über den Mann, der in vorbildlicher Selbstlosigkeit den preussischen Staat in seiner tiefsten Erniedrigung wieder aufgebaut hat, der ihn zum Eckpfeiler des von ihm so heiß ersehnten Gesamtdeutschland gemacht, der den Grund gelegt hat, auf dem ein Bismarck den stolzen Bau des Deutschen Reiches errichten konnte. Aus kleinen Tugenden, charakteristischen Episoden seines Lebens, aus eigenen Aussprüchen soll hier ein Bild dieses genialen, ferndeutschen Mannes gegeben werden.

Stein ließ Napoleons Unglück voraus.

Im Frühjahr 1806 schrieb Stein: „Wenn die Regierung auf dem alten Wege verharrt, so wird der preussische Staat entweder sich auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren.“ Wenige Monate später fand der glorreiche Staat Friedrichs des Großen unter den Hammerhieben Napoleons in Trümmern!

Stein wird ungnädig entlassen und wieder berufen.

Der Minister Stein hatte nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 vom König Friedrich Wilhelm III. in freimütiger Worten die Verrückung der Kabinettsregierung gefordert. Der König war darüber höchst irritiert und schrieb ungnädig an Stein. Die Kabinettsorder vom 3. Januar 1807 lautet: „Ich habe zu meinem Bedauern gesehen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungeschickter Staatsdiener anzusehen sind, der auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. — Ich muß noch hinzufügen, daß, wenn Sie nicht Ihr respektvolles Benehmen zu ändern willens sind, der Staat seine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.“ — Stein nahm daraufhin seine Entlassung. Acht Monate später holte ihn der König auf Veranlassung der Königin Luise zurück. Stein war schwer leidend; vom Krankentagebuch dürfte er die Antwort an den König: „Ich befolge die Befehle unbedingte und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Person in Ansehung zu bringen.“ — In wenigen Jahren hat dann Stein den Staat völlig neu gestaltet, die Selbstverwaltung aufgehoben, die Städte-Selbstverwaltung ins Leben gerufen und zusammen mit Scharnhorst die Grundlagen einer vollständigen Wehroverfassung geschaffen.

Stein und die Königin Luise.

Der König hatte Stein in höchster Not gerufen, und der treue Mann kam. Frau und Kind verließ er. Aber weit und hochgewirrt war für den Kranken die Reise von Potsdam nach dem äußersten Winkel Preußens. Ungeduldig wartete das Königspaar in Memel auf den Mann, von dem es die Rettung erhoffte. „Wo bleibt denn der Stein“, rief die Königin Luise, „er ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen sind.“ — Stein wußte viele Auswege. Vom Könige mit der Regierung beauftragt, begann er sein großes Reformwerk, das schließlich zur Befreiung und zum Wiederaufbau führte.

Aus einem Briefe des Freiherrn vom Stein an den englisch-banoverschen Minister Grafen Münster in London.

„Es ist mir sehr, daß Ew. Exzellenz in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken. — Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland! Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit!“

Die „Schlafmühle“.

Als Napoleons Macht in Rußlands Eismästen zerbrochen war und General Hork seine historische Konvention von Tauraggen abgeschlossen hatte, alle Stein nach Ostpreußen, um die beginnende Volksbewegung zu heilen, zu entsenden. Nichts ging ihm schnell genug. Als der Königsberger Oberpräsident von Mierswald unentschlossen schwankte, schalt ihn Stein „eine alte Schlafmühle, ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Mann zu den Waffen mußte, als sei jede Faser ein Schwert!“

Er hätte blasen lassen.

In jämmerlicher Verfassung kam die stolze „Große Armee“ auf ihrem Rückzuge aus Rußland nach dem deutschen Gebiet. Befehlshaber der französischen Offiziere, die jahrelang die Bevölkerung bis aufs Blut ausgeplündert hatten, vertriehen sich nun in heillosen Angst vor der verdienten Rache in den elendsten Quartieren bei Bauern und Tagelöhnern. Der Regierungspräsident Schön äußerte zu Stein, wenn nur einer der Obrigkeit auf der Trompete hätte blasen lassen: „Schlagt sie tot“, so wäre keiner von den Tausenden dieser Generale und Offiziere über die Weichsel entkommen. Da rief Stein erregt: „Aber warum haben Sie denn die Kerle nicht todschlagen lassen?“ Ruhig antwortete Schön: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan!“ Nach einigen Augenblicken nachdenklichen Schmelzens murmelte Stein: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen.“

Man wollte Stein die deutsche Kaiserkrone anbieten.

Wohl kein deutscher Name hatte nach dem Sturze Napoleons einen solchen Klang wie der des Freiherrn vom Stein. Hierfür zeugt am besten die Tatsache, daß Offiziere der verbündeten Heere zu dem bekannten Staatsrechtslehrer Professor Nicolaus Bogt, dem ehemaligen Lehrer Metternichs, reisten und an ihn die Frage richteten, ob die Reichsgelche es zuließen, Stein zum Kaiser von Deutschland zu wählen. Bogt bejahte diese Frage. — Ein deutscher Vorschlag wäre auf dem Wiener Kongreß sicher an dem Widerspruch aller deutschen Fürsten gescheitert.

Berückung und Betämpfung.
Von Dr. med. Leon Frank

In den letzten vergangenen 6 Jahren ist bei steigender Bedeutung der Salzsäure im Haushalt nicht gleichzeitig deren Verwendung als wasserlösliche Getreidemittel zurückgegangen. Die Behandlung rheumatischer Beschwerden mit Salzsäure stellt aber der inneren Verordentlich dieses wunderbaren Erzeugnisses, das in der modernen Therapie u. a. hauptsächlich mit dem Acetyl-Salicylsäure-Präparat Acetol durchgeföhrt wird, das die Behandlungsschritte mit salzähnlichen Einheitsmitteln in außerordentlichem Maße erleichtert. Die Salzsäure ist daher ein geeignetes Mittel, nämlich vorzüglich als Kältemittel, über die rheumatischen Entzündungen am fließendsten wirkenden Salzsäureverbindungen. Sie ermöglicht, diese Stoffe ohne Umweg über Magen und Darm auf die schmerzenden Körperstellen einzuwirken zu lassen, indem das Helium direkt bis zu den Krankheitsherden durchdringt (sogenannte Tiefenwirkung). Außerdem wird durch die Salzsäure die Durchblutung der betroffenen Stellen durch eine rasche fröhliche Durchblutung (Hyperämie) der betreffenden Stellen erzielt, die gleichfalls einen heilsamen Effekt ausübt. Selbst

Das alles kann aber leicht vermieden werden: Der Abschluss einer Ausbildungs-Versicherung bei der „Allianz- und Stuttgarter Lebensversicherungsk. A. G.“ verbürgt dem Kinde jetzt schon ein Kapital für seine Ausbildung, das ihn

orodont Tube 50 Pl.
Große Tube 80 Pl.

a	l	h	z	u
f	r	i	h'	k
o	m	n	t	a
u	c	h	u	m
r	e	c	h	t

Page 30 of 30